

Hartwig Weber

Straßenkinder – Zukunft durch Bildung?

Annäherung

„Es war einmal ein Mädchen, das seine Mutter, als es sechs Monate alt war, verschenkte.“ Yurleidi schreibt den Satz auf ein großes weißes Papier, das die Studentinnen vor ihr auf dem Boden ausgebreitet haben. Sie erfindet selbst ein Märchen. Yurleidi ist wie versunken, ganz bei sich. Mit sorgfältig geformten Buchstaben schreibt sie weiter: „In der Hand der anderen Familie blieb das Kind, bis es acht Jahre alt war. Ohne Mutter blieb es. Aber das, was das Mädchen nicht wusste, war, dass ihr Vater die Mutter zwei Monate später verlassen hatte. Und das, was ihre Familie nicht wusste, war, dass sie mit zwölf Jahren Marihuana und Basuco rauchte und Kleber schnüffelte. Und mit vierzehn Jahren ging sie auf den Strich. Und was sie nicht ahnte, war, dass sie schwanger wurde. Aber sie wird das Kind nicht bekommen. Sie hat es verloren.“ Yurleidis Märchen, das erkennen die Studentinnen sofort, ist in Wirklichkeit die Geschichte ihres Lebens. Vielleicht hat sie sie bisher noch niemandem erzählt. Das gelingt ihr erst jetzt in der Form eines Märchens.

Lassen Sie sich von mir an den Ort dieser Geschichte versetzen. Die Plazoleta Rojas Pinilla, wo die Studentinnen des Bildungsprojekts Patio13 mit Straßenmädchen und Straßenjungen arbeiten, ist ein Platz im Zentrum der lateinamerikanischen Millionenmetropole Medellín, der zweitgrößten Stadt Kolumbiens. In Form eines spitzen Dreiecks geschnitten, misst er an der Breitseite etwa 40, in der Länge wohl 60 Meter. Wir erfassen den Ort mit einem Blick: Um die Statue des ehemaligen kolumbianischen Präsidenten Rojas Pinilla herum findet eine wilde Jagd statt. Ein kleiner Junge hat einem Mädchen die Kleberflasche entrissen, und während er mit der einen Hand die empörte Verfolgerin abwehrt, versucht er mit der anderen, an der Flasche zu schnüffeln, vergebens. Unter einem der niedrigen Bäume mit ihren tellergroßen, schattenspendenden Blättern liegt eine Frau wie tot. Ein Junge wirft sich auf sie und küsst die Schlafende. Sie wacht

auf, schreit und schlägt nach ihm. Vor einer Bar hält sich eine kleine Gruppe von Menschen auf, Erwachsene und Kinder. Zwei Polizisten, die ihr Motorrad am Straßenrand abgestellt haben, tasten jeden nach Waffen und Rauschgift ab, der wie ein Straßenbewohner aussieht. Ein junger Mann von dunkler Hautfarbe, dessen Beine bis auf zwei Stümpfe amputiert sind, ist, abgesehen von einer zerschlissenen Plastiktüte, die er wie eine Unterhose trägt, unbekleidet. So rutscht er erstaunlich schnell über den Platz, indem er sich mit den Armen voran robbt. Dort, wo das Pflaster des Platzes aufgebrochen ist, verrichtet er seine Notdurft. Die Düfte des Marktes mischen sich mit denen von Kot, verfaultem Obst und Urin. Die Gerüche sind es, aber auch der penetrante Lärm, das Gedränge und Gewoge, die diese Welt so anders, fremd, schwer erträglich für uns erscheinen lassen.

Seit einigen Jahren halten wir uns auf dem Rojas Pinilla-Platz auf. Wir haben mit vielen Menschen, Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, gesprochen. Es scheint so, als drängten sich dort auf den wenigen Quadratmetern die grundlegenden Probleme, Widersprüche und Konflikte verdichtet und zugespitzt zusammen, die die Menschen dieses Landes und seiner Städte umtreiben – Vertreibung und Flucht, Armut und Obdachlosigkeit, Kampf um Lebensraum, aggressive Auseinandersetzung zwischen Paramilitarismus und Guerilla, Drogenkonsum, Prostitution und Kriminalität. Neben den fliegenden Händlern, Arbeitern, Verkäufern der umliegenden Geschäfte, Prostituierten, Polizisten, Ordnungskräften und Müllverwertern trifft man hier obdachlose Straßenbewohner, manchmal 30 bis 50 an der Zahl, ältere Frauen und Männer, viele Jugendliche, Jungen wie Mädchen, und Kinder, von denen die kleinsten acht, zehn und zwölf Jahre alt sind.

Die Mädchen bekleiden sich meist nur spärlich, selbst wenn es wegen des Regens empfindlich kühl wird. Einige sind offensichtlich schwanger. Die Zwölf- und Dreizehnjährigen sehen aus wie Achtjährige, klein, unterernährt und retardiert. Ein etwa fünfzigjähriger Mann erzählt, dass er hier auf dem Platz aufgewachsen sei, als Waisenkind. Seine Eltern hat er nie kennen gelernt. Irgendwann haben sie ihn ausgesetzt, und mitleidige Leute haben das Kleinkind aufgepäppelt. So gut wie alle, Erwachsene und Kinder, schnüffeln Kleber, einige konsumieren Marihuana oder Basuco, ein Zwischenprodukt aus der Kokainherstellung, und Alkohol. Sie schwanken beim Gehen, Stehen

und Sitzen, sprechen lallend und erwachen nur gelegentlich zu vollem Bewusstsein aus dem Rausch.

Abbildungen 1 und 2 : Straßenkinder auf dem Rojas Pinilla-Platz im Zentrum Medellíns

Straßenbewohner, Globalisierungsverlierer?

Wir neigen dazu, Probleme und Elend anderer Menschen so anzusehen, als wären sie persönlich verursacht, als seien die Betroffenen selbst daran schuld, und wir glauben, dass, was individuell zustande gekommen ist, auch individuell behoben werden könne. Diese Einschätzung ist, zumal im Falle der Straßenbewohner, ein Irrtum. Straßenkinder sind ein Phänomen, das seit Kurzem weltweit hervortritt, eine Folgeerscheinung der Exklusionskräfte, die mit der fortschreitenden Globalisierung einhergehen. Straßenbewohner, das sind „Abfallprodukte der Globalisierung“. Zu ihnen zählt Zygmunt Bauman die Flüchtlinge der Welt, die gesellschaftlich Randständigen, der menschliche Ausschuss (vgl. Bauman 2005). Straßenkinder und -jugendliche kommen aus den Armutsgghettos der Millionenstädte, die für sie nur Zwischenstation waren nach der Flucht vom Land in die Stadt. Ge-

kennzeichnet durch ihre marginale ökonomische Position und den Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt, bindet sie das Schicksal zeitlebens an Armut.

Die anderen, besser situierten Menschen begegnen den Straßebewohnern am Rojas Pinilla-Platz mit Aggression und Hass. Es sei ganz unnützlich, sagen sie, sich um Straßenkinder zu kümmern – verlorene Liebesmüh, vertane Zeit, verschwendetes Geld. Wenn ein Straßenjunge von den Marktständen etwas stiehlt, Obst oder ein paar Münzen, wird er verfolgt, gepackt und fast totgeschlagen.

Globalisierung, dieser schillernde Begriff steht für die wirtschaftlichen und politischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte; die Vermehrung und Intensivierung der weltweiten ökonomischen, sozialen und politischen Beziehungen. Globalisierungsbefürworter (wie der ehemalige Vorstand der Forschungsabteilung der Weltbank und Professor in Harvard Paul Collier) (vgl. Collier 2008) behaupten, diese Entwicklung habe den armen Ländern den Weg zum Wohlstand geebnet; die große Mehrheit der Armen des „Südens“ bewege sich inzwischen auf einen gewissen Wohlstand zu. Erstmals in der Geschichte sei die globale Armut auf dem Rückzug, so dass heute bereits 5 Milliarden Menschen im Wohlstand lebten oder zumindest auf dem Weg dorthin seien.

Wer würde diesen Optimismus nicht gerne teilen? Aber offensichtlich ist doch, dass die Globalisierung die Risiken, aus dieser positiven Dynamik ausgeschlossen zu werden, weltweit verändert, vermehrt und vertieft hat. Immer mehr Menschen fallen aus den sozialen, politischen, rechtlichen und kommunikativen Systemen der Gesellschaften heraus. Die Folgeerscheinung ist weltweit zu beobachten, wenn auch von Land zu Land unterschiedlich intensiv. Darüber, dass es einen riesigen Rest von Ausgeschlossenen gibt, übersehen auch die Globalisierungsbefürworter nicht: eine Milliarde Menschen, die Ärmsten der Armen, vor allem in Afrika und Zentralasien, Menschen mit einer Lebenserwartung von kaum 50 Jahren, die, in Ländern ohne jegliches Wirtschaftswachstum, unter Seuchen, Bürgerkriegen und Analphabetismus leiden. Sie haben den Anschluss längst verpasst, verharren auf ihrem ärmlichen Stand oder fallen sogar noch weiter zurück. Weltweit werden über 22 Millionen Flüchtlinge gezählt, Scharen von

Menschen, „Kollateralverluste des wirtschaftlichen Fortschritts“, sind die Verkörperung des Außenseitertums.

Die meisten der Menschen auf dem Rojas Pinilla-Platz sind Flüchtlinge, Vertriebene vom Land, wenn nicht in der ersten, so in der zweiten und dritten Generation, oder Binnenflüchtlinge der Stadt. Was sie hinter sich gelassen haben, war ja nicht nur ein Stück Boden, und was sie verloren haben, ist nicht nur ein mehr oder weniger auskömmliches Leben. Sie sind Teil einer neuen sozialen Klasse, ärmlicher als die traditionellen Obdachlosen, Landstreicher und Bettler. Sie haben ihre Dörfer und Städte verlassen, die heute zerstört und tot daliegen. Zum Beispiel das kolumbianische Carmen de Bolívar: Von 80.700 Einwohnern sind 56.000 geflohen, nachdem man sie terrorisiert und mit dem Tod bedroht hat.

Hinter den unermesslichen Zahlen stehen unvorstellbare Einzelschicksale. Die Menschen werden zermalmt von Kräften, die sie nicht verstehen und denen sie nichts entgegen zu setzen haben. Yaneth Marín zum Beispiel, eine junge Frau aus San Roque, wurde zusammen mit ihrem Mann und ihrer jüngsten Tochter, einem Mädchen von gerade einmal einem Jahr, ermordet. Sie hatten sich gerade von den Autodefensas, paramilitärischen „Selbstverteidigungsgruppen“, losgesagt und ihre Waffen übergeben, um vom staatlichen Programm zur Wiedereingliederung ehemaliger Paras und Guerilleros zu profitieren. Den Mordanschlag, verübt von ehemaligen Genossen, die befürchteten, von den Abtrünnigen verraten zu werden, überlebten drei ihrer Kinder. Die Waisen von vier, acht und zehn Jahren haben keine Verwandten, lediglich eine Großmutter, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Yaneth, ihre Mutter, war als Mädchen stets eine gute Schülerin gewesen. Zu den Selbstverteidigungsgruppen war sie gestoßen, weil sie ein Auskommen für sich und ihre Kinder suchte. Dort war sie schnell zu einer verantwortlichen Position aufgestiegen. Als Kind hatte sie selbst ihren Vater verloren. Er war von der Guerilla ermordet worden. Mit unbändiger Wut über dieses Verbrechen war Yaneth aufgewachsen. Kurz nach dem Tod des Vaters wurden sie samt ihrem kleiner Bruder von der Mutter verlassen. Sie blieben zurück, jetzt ganz auf sich allein gestellt, aber noch viel zu klein, um nach Medellín aufzubrechen und sich dort eine besser Zukunft suchen können.

Drei Jahre später wurde der kleine Bruder Yaneths von einem Guerillero getötet. Dann trat sie einer Gruppe der Paramilitärs bei.

Verlassene Dörfer, Städte und Gehöfte – das heißt ausgelöschte Gemeinschaften, verwehte Traditionen, Erinnerungen, die keiner mehr hat. Die Kinder der Vertriebenen werden aufwachsen, ohne sich irgendwo einbetten zu können. Es gibt Kinder von sieben, acht Jahren, die bereits mehrere Vertreibungen in ihrem kurzen Leben überstanden haben. Nach Wochen, Monaten und Jahren in irgendeiner Stadt angelangt, finden sich die Menschen, einfache Bauern, Landpächter, Viehzüchter, vor wie auf einem anderen Planeten. Dort im Stein- und Asphaltschungel der Metropolen ist nichts mehr von Wert, was sie wissen und können, zum Beispiel Land bearbeiten, sähen, melken. Viele von ihnen haben weder lesen noch schreiben gelernt, und dieses Manko bereitet ihnen jetzt in der Stadt die Hölle. Ohne Familie, ohne Verwandte stehen sie alleine da, und nie mehr werden sie zurückkehren können. Was Leben und Gemeinschaft ausmachen – Gedächtnis, Kultur, Geschichte, Familie, Grund und Boden –, ist dahin.

Die Zerstörung des äußeren und inneren Lebens ist eine Folge des Krieges, der in Kolumbien stets auch um Grund und Boden geführt wurde. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren es die Großgrundbesitzer, die die Kleinbauern, meist Kolonisten, von ihren Zellen vertrieben und sie durch bezahlte Arbeiter ersetzten. Dann begannen Guerilleros, Drogenmafia und Paramilitärs ihr Unwesen zu treiben. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gab es in 60 Prozent der Städte und Dörfer des Landes keinerlei Präsenz staatlicher Gewalt, keine Institution, die den Staat repräsentiert hätte. Die Guerilla trieb Steuern ein und finanzierte sich darüber hinaus durch Entführungen. Im Namen des Volkes machte sich die Guerilla der FARC grausamster Massenmorde an wehrlosen Bauern, unter ihnen Frauen und Kindern, schuldig. In Bojaya – das war im Jahr 2002 – warfen sie mitten in eine Kirche, in die über hundert Menschen geflüchtet waren, die meisten von ihnen Frauen und Kinder, Gasflaschen hinein, die wie Bomben explodierten und die Menschen zerrissen und verbrannten. Die Paracos sind nicht besser, auch sie töten nach Willkür und rauben riesige Ländereien zusammen. Paramilitärs und Guerilleros bekämpfen sich aufs Blut, um die Vorherrschaft zu gewinnen. Oft kooperieren die Selbst-

verteidigungsgruppen mit dem staatlichen Heer und verrichten für dieses das grausame Geschäft der Massentötungen. Infolge des Terrors entstanden Gegenden, über die der Staat keine Gewalt hat. Ganze Landstriche sind heute entvölkert, Güter, Siedlungen, Bauernhöfe zerstört. Und die Regierung ist zu schwach, um sich zu wehren, den Vertriebenen ihr Land – 5 Millionen Hektar – zurückzugeben und ihnen Recht zu schaffen (vgl. Los desterrados 2008: 54 ff).

Straßenbewohner, versehen mit dem Stigma der Vertreibung, werden von den Menschen, in deren Lebensbereich sie eindringen, auf Distanz gehalten, ohne realistische Perspektive auf Eingliederung. Einmal Müll, immer Müll. Selbst noch auf der Müllhalde trifft sie der Hass der anderen, die nur Abstand gewinnen und Abstand halten wollen. Zygmunt Bauman hat ihr Schicksal im Weltmaßstab auf beklemmende Weise beschrieben. Die Erste Welt, so seine Analyse, produziere nicht nur materiellen Überfluss, sondern auch Armut. „Die flüchtige Moderne ist eine Zivilisation des Exzesses, des Überflüssigseins, des Abfalls und der Entsorgung von Abfall.“ (Bauman 2005: 136)

In Kolumbien kann man beobachten, wie sich Straßenbewohner dem Abfall angleichen, aus dem sie ihre Lebensgrundlage ziehen. Abfallmenschen, die auf Abfallhaufen vegetieren und vom Abfall anderer leben. Moravia heißt ein Wohnhügel in Medellín, entstanden als „invasión“, als wilde Besiedelung auf einem gigantischen Abfallhaufen, wo heute noch aus dem Boden die Dämpfe aufsteigen und die Kinder vergiften. Bauman behauptet, dass der nicht regulierte und politisch nicht kontrollierte Globalisierungsprozess eine ständig steigende Zahl von Menschen hervorbringe, denen die Lebensgrundlage im biologischen wie soziokulturellen Sinn vorenthalten werde. Auf Weltebene gebe es kein globales Politikkonzept, kein Recht, keine Verfassung, keine Demokratie, die in der Lage sei, dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten. Stattdessen treffe eine globale Herrscherschicht unabhängig von nationalen Gesetzgebungen alle wichtigen wirtschaftlichen Entscheidungen nach eigenem Kalkül.

Die Folgen dieser Entwicklung sind verheerend: Während die soziale Heimatlosigkeit der Ausgeschlossenen, die Unordnung, Verwirrung und Bestürzung, in der sie leben, zum Verlust von Selbstwertgefühl, Würde und Lebenssinn führen, legen es die Reichen darauf an, zwischen sich und den andern, zwischen den Nützlichen und dem Ab-

fall, unüberwindbare Grenzen zu ziehen. Dass dies so ist, kann jeder Besucher einer beliebigen südamerikanischen Großstadt mit eigenen Augen sehen: Neben den reichen Vierteln gibt es die Problemgebiete, Gegenden, in die sich kein Bessergestellter hineintraut, zum Beispiel die Comunas an den Hängen der Berge um die Stadt Medellín herum. Die kolumbianische Hauptstadt Bogotá ist in zwei Bereiche geteilt. Im Norden wohnen die Reichen, die den armen Süden, Ciudad Bolívar, nie persönlich kennen lernen werden. Eine unsichtbare Grenzmarkierung hält sie davon ab, die zwischen ihrer und der anderen Welt, zwischen Ordnung und Chaos verläuft. Neben den unsichtbaren gibt es auch handfeste Grenzmarkierungen, mit denen die Reichen ihr Hab und Gut schützen: vergitterte Fenster, bewaffnete Wächter, die vor dem Haus patrouillieren, und Sicherheitszäune um die Viertel der Vornehmen herum. Aber alle Abgrenzungsversuche können die Angst derer, die sich bedroht fühlen, nicht beschwichtigen. Die Akkumulation der Überflüssigen in den Slums der großen Städte birgt eine unsichtbare Gefahr und nährt die panische Vorstellung, dort könne plötzlich der Punkt der Selbstentzündung erreicht werden, und die Explosion würde den Rest der Stadt, des Landes, der Welt ins Chaos stürzen.

Abbildungen 3 und 4: Der Fluchtweg vom Land in die Stadt dauert oft Monate oder gar Jahre. Unterwegs richten sich die Vertriebenen in ärmlichen Behausungen ein.

Der an den Rand Gedrängte, der Außenseiter ist der Bote des Elends, das einen selbst treffen könnte. Die Angst vor Fremden, Obdachlosen, Arbeitslosen wächst mit dem Bedrohtheitsgefühl. Je niedriger die eigene Sozillage ist, umso stärker regt sich das Bedürfnis, sich von Menschen abzugrenzen, die noch weiter unten in der Sozialhierarchie stehen. Die Unsicherheit angesichts des drohenden Abstiegs zerstört den Zusammenhalt der Gesellschaft und produziert eine gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, die sich in Kolumbien vor allem auf Straßenbewohner, in anderen Ländern auf die eigenen Armen und Ausgegrenzten bezieht. Die menschliche Fähigkeit zu Empathie und Fürsorglichkeit wird dabei herabgesetzt und von ökonomischen Prinzipien wie Effizienz und Nützlichkeitsdenken überformt und zurückgedrängt. Den Status quo und die eigene materielle Existenz zu sichern, ist vorrangig. Der ethische Charakter menschlicher Beziehungen bleibt auf der Strecke, und statt Verantwortung für das Wohlergehen und Wohlbefinden anderer zu übernehmen, machen sich Gleichgültigkeit, Nichtbeachtung und Hass breit.

Exklusion auch in Deutschland

Exklusionsphänomene sind nicht nur in Entwicklungsländern, sondern auch im Norden, ja sogar in Deutschland zu beobachten, trotz allen Reichtums. Tatsächlich hat es nie so viel Luxus auf der Welt gegeben wie in den heutigen Industriestaaten, Wohlstand für so viele Menschen. Die Realität hat die Paradiesvorstellungen früherer Zeiten längst überholt. Und dennoch spüren die Menschen, dass sie Teil einer Dynamik geworden sind, die sie nicht beherrschen, kaum kontrollieren und aus der sie nicht mehr aussteigen können. Jeder Fortschritt muss sofort überboten werden. Es herrscht ein tragisches Wachstum von Gütern und Gebrauchsgegenständen, die so schnell konsumiert werden, dass keine Zeit bleibt, sie mit Bedacht anzuschauen, sie zu genießen, sie sich anzuverwandeln. Es herrscht die Hast nach dem Glück, das sich nicht erfüllt. Diese Entwicklung macht nicht nur schwindelig, sie schürt auch die Angst, auf einmal nicht mehr mithal-

ten zu können, abgehängt zu werden, zumal keiner weiß, wohin die Reise geht. Die beschleunigte Welt unterhöhlt die emotionale Bodenhaftung, ohne die weder Wohlbefinden noch Kreativität noch Humanität gedeihen können – geschweige denn Glück.

Während die Zugewinngesellschaft die Welt mit Reichtümern voll stopft und Wachstum zum Selbstzweck verkommt, gedeiht im Schatten des Fortschritts die materielle Armut (vgl. Assheuer 2008: 49 f). Die Schere zwischen Arm und Reich öffnet sich weiter. Es gibt immer mehr Arme und ganz wenige, die reicher und reicher werden. Dies gilt nicht nur für die Länder der Dritten Welt, sondern auch für den industrialisierten Norden, für Deutschland. Zum ersten Mal in der Geschichte wachsen Rendite und Armut gleichzeitig. Eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung belegt, dass die bislang stabile Mittelschicht in atemberaubendem Tempo nach unten wegbricht, die Abwärtsmobilität kann jeden treffen (vgl. Assheuer 2008: 49). Dabei kommt es zu einer dramatischen Verschlechterung der Lage armer Kinder. Trotz der wirtschaftlichen Konsolidierung der letzten Jahre und sinkender Kinderzahl lebten im Jahr 2007 in Deutschland etwa 3 Millionen arme Kinder, 2,6 Millionen von ihnen in Familien, die auf Hartz IV angewiesen waren. Die betroffenen Kinder wachsen oft in chaotischen Familienstrukturen und fern jeder Bildung auf. Armut bedeutet eine dramatische Minderung der Chancen auf einen guten Schulabschluss und eine erfolgreiche Zukunft. Sie wird von einer Generation auf die andere vererbt¹. So wird früh eine gesellschaftliche Desintegration in Gang gesetzt, und eine Befreiung aus der Spirale der Armut ist später kaum möglich.

Indessen wird das soziale Klima rauer. Das in das Gefühl der Menschen eindringende ökonomische Rasonieren und das wirtschaftliche Effizienz kalkül nähren Ressentiments und setzen moralvernichtende Effekte frei. Immer mehr Menschen in Deutschland neigen der Auffassung zu, die Gesellschaft könne sich unnütze Menschen nicht mehr leisten. Nach einer neueren Studie (vgl. Die Zeit 2007: 14) sind 40 Prozent der Deutschen der Ansicht, dass in unserer Gesellschaft viel zu viel Rücksicht auf Versager genommen werde, und dass Nachsicht mit ihnen unangebracht sei. Ein Viertel aller Deutschen hält moralisches Verhalten für einen Luxus, den wir uns nicht mehr leisten können.

Babystrich

Eines der Stundenhotels am Rande des Rojas Pinilla Platzes heißt „Castillo“, „Schloss“. Seine Räume liegen über einer Bar im zweiten Stock, kleine quadratische, schmucklose Zimmerchen, gekalkte Wände, je eine Pritsche mit Matratze und Decke, am Kopfende eine halbe Rolle Toilettenpapier. In einigen der Zimmer hausen fröhliche, wie Jungen aussehende Mädchen, die schreien, toben und sich betont burschikos geben. Unter ihnen fällt ein blasses, ätherisches Mädchen auf. Es hat dünne Arme, langes gewelltes Haar, seine Haut ist so durchsichtig, als habe es seit Monaten keinen Sonnenstrahl abbekommen.

Das zarte und eines der burschikosen Mädchen geben sich als Liebespaar zu erkennen. Sie bewohnen ein kleines Zimmer. Dort gibt es kein Außenfenster, ein Teil des Raumes ist für die Toilette reserviert. Die Wände sind von oben bis unten mit Fotos und Plakaten geschmückt: muskulöse Männer, daneben Jesus- und Marienbilder, in der Mitte der Heiland mit blutendem Herzen. Auf kleinen Regalen ist Spielzeug aufgereiht, Püppchen, Bären und Plüschtiere.

Vom Balkon des Hotels aus kann man den ganzen Platz bis zur Rojas Pinilla-Statue überschauen. Zu ihren Füßen sitzt Kely, die Augen geschlossen, so döst sie vor sich hin, schwankt fiebrig im Drogenrausch. Irgendwann steht sie auf, tappt tollpatschig hin und her und findet nur langsam ins Leben zurück.

Abbildungen 5 und 6: Straßenmädchen in Medellín

Ein hübsches, schlankes Mädchen, kurzes dunkles Haar, feine Gesichtszüge. Sie ist spärlich bekleidet. Die kurze Bluse lässt den Nabel frei. Die Ärmel sind abgerissen, erst mit der Zeit spricht sie zusammenhängend. Kely ist 15 Jahre alt und treibt sich hier auf dem Babystrich herum. Auf den stadtbekanntesten Straßen mit den meisten Prostituierten spielen Kleinkinder in Scharen, Prostituiertennachwuchs, künftige Straßenkinder. Kely lebt seit drei Jahren hier. Von der Mutter, geschweige denn von einem Vater – der ist längst gestorben – hat sie nie Unterstützung, gar Verständnis erfahren. „Ich bin nicht wählerisch“, sagt sie. „Jeder Mann ist mir recht. Das bringt mir jedes Mal 20.000 Pesos ein.“

Ein Steinwurf von Kely entfernt halten sich Andrés und Liliana auf. Sie haben stolz mitgeteilt, dass sie ineinander verliebt sind, ein richtiges Liebespaar. Sie, das schlanke Mädchen ist dreizehn Jahre alt, hat schmachtige Ärmchen. Die Haare sind kurz geschnitten, die Züge fein, und die Augen schauen, wenn sie nicht unter der Wirkung des Kleberschnüffels matt und trübe sind, lebhaft in die Welt. Er ist ebenfalls dreizehn, etwa gleich groß, doch fester gebaut, stärker und wendiger. Oft streiten sie um die gemeinsame Kleberflasche. Wenn er sie schlägt, wehrt sie sich nach Kräften. Von Liliana haben wir erfahren, dass sie in einem schäbigen Zimmer eines der anderen Stundenho-

tels in der Nähe des Rojas Pinilla-Platzes wohnt. Sie putzt dort gelegentlich Flure und Balkone und lebt ansonsten von der Prostitution. Fünf Jahre, sagt sie, sei sie nun schon auf der Straße. Wir haben mit ihr zusammen ihre Großmutter besucht. Sie wohnt im höchstgelegenen Teil des Elendsgürtels über der Stadt, in Santo Domingo. Wir schwebten mit der Drahtseilbahn hinauf. Sie habe sich mit allen Kräften um die Kleine bemüht, sagte die alte Frau, am Ende aber habe sie nichts ausrichten können.

Bei der Gelegenheit suchten wir auch Andrés Familie auf. Sie wohnt etwas weiter unten, in Blickweite vom Haus der Großmutter Lilianas. Andrés Mutter wurde aus der Nachbarschaft herbeigerufen. Alle Hausbewohner versammelten sich, elf Frauen, zwei Tanten, eine Schwester von Andrés, die mit ihren vierzehn, fünfzehn Jahren ein Kind säugte, das vor acht Tagen zur Welt gekommen war. Ohne Umschweife gab Andrés Mutter zu verstehen, dass sie mit ihrem Sohn Schluss gemacht habe, ein für alle Mal. Hin und wieder, sagte sie, gehe sie hinunter zum Rojas Pinilla-Platz. Dort halte sie sich dann versteckt im Eingang eines Geschäftes auf und beobachte ihren Sohn. Manchmal sei sie so traurig, dass sie sich am liebsten umbringen würde, sich selbst samt ihren Kindern.

In Medellín soll es nach einer neuen Untersuchung 4.800 „indigentes“, Obdachlose, geben. Die Zahl ist sicher zu niedrig gegriffen. Eine andere Erhebung hat in der Stadt 4.000 Straßenkinder ausgemacht (vgl. *Los viajes del abuso* 2008: 6a; *La explotación sexual, camino de la prostitución* 2008: 7a). In Bogotá soll es derzeit etwa 8.500 Obdachlose, unter ihnen ebenfalls 4.000 Straßenkinder, geben (vgl. *Alcaldía revela censo realizado en el 2007: Hay 8.385 indigentes en Bogotá* 2008: 1 ff). Statistische Erhebungen zu Straßenkindern und Kinderprostitution sind wenig aussagekräftig. Die Untersuchungsergebnisse besagen nur und bestenfalls, wie viele Personen zum Zeitpunkt der Befragung von in der Regel gering bezahlten und wenig motivierten Interviewern angetroffen wurden, die sich hüten würden, in bestimmte Viertel der Stadt einzudringen. Von den 4.000 gezählten Kindern, Jungen und Mädchen, sollen sich 2.000 prostituieren. Welches Kind wird die Frage nach seinem Gewerbe einem Fremden offen und wahrheitsgemäß beantworten?

Tatsache ist, dass es viel mehr Obdachlose und viel mehr Straßenkinder gibt, als gezählt werden. Ihre Zahl ist in den letzten Jahren gewachsen. Wahr ist auch, dass so gut wie alle Jungen und Mädchen mehr oder weniger regelmäßig auf den Strich gehen. Die meisten der erwachsenen Straßenbewohner leben dort seit ihrer Kindheit. Dies zeigt, dass in einem Land wie Kolumbien Obdachlosigkeit ein mit der Kindheit zusammenhängendes Phänomen ist und dass die Maßnahmen, die Abhilfe schaffen sollen, weithin unwirksam sind. Nach zugänglichen statistischen Erhebungen scheint die Zahl der Straßenbewohner seit 2004 leicht abzunehmen. Bei offiziellen Zählungen stieß man in Bogota 1997 auf 4.515, 1999 auf 7.793, 2001 auf 11.832 und 2004 auf 10.077 Obdachlose. Nach unseren eigenen Beobachtungen im Zentrum Medellín ist die Zahl der Straßenkinder im genannten Zeitraum eher gewachsen. Vor allem fällt auf, dass es mehr Straßenmädchen als früher gibt, dass die sich prostituierenden Kinder immer jünger werden und dass immer mehr Mädchen auf der Straße schwanger werden.

Meist halten sich Straßenbewohner in den Stadtzentren auf, und zwar bevorzugt dort, wo der Drogenhandel blüht. Überhaupt ist, noch vor familiären Konflikten und der prekären ökonomischen Situation, der Drogenkonsum die hauptsächliche Ursache, die die Obdachlosen auf der Straße hält. So gut wie alle Straßenkinder sind drogenabhängig; sie schnüffeln, konsumieren Basuco und Marihuana, die billigsten Drogen. Das Geld dafür besorgen sie, indem sie den Müll nach Wertbarem durchwühlen, durch Betteln, Diebstahl und andere kriminelle Akte. Das Geschäft mit der Prostitution weitet sich, zumindest in Medellín und Umgebung, immer weiter aus. Homosexuelle und Transvestiten zeigen sich sogar in diesem vom Machismo geprägten Land immer offener. Vom Rojas Pinilla-Platz gehen Straßen aus, wo der Frauen-, Kinder- und Transvestitenstrich blüht.

Die Prostitution hat in Kolumbien auf weite Gesellschaftsgruppen übergegriffen. Schülerinnen und junge alleinstehende Mütter verdingen sich in diesem Geschäft, weil sie auf diese Weise verhältnismäßig leicht zu Geld kommen. „Ich bringe es immerhin auf 200.000 Pesos an einem einzigen Wochenende“, berichtet ein Kind stolz. Tausende von Mädchen fahren am Freitagabend mit dem Bus hinaus in die Naherholungsgebiete und an bestimmte, stadtbekanntere Orte, wo die

Lastwagenfahrer rasten oder die Drogenbarone ausschweifende Festgelage veranstalten. Nach Untersuchungen des staatlichen kolumbianischen Instituts Bienestar Familiar werden die Prostituierten immer jünger, die meisten sind 13 bis 16 Jahre alt. In Medellín soll es Vermittlungsagenturen geben, wo man Gruppen von Mädchen für Wochenendfeste auf dem Land bestellen kann. Ins lukrative Vermittlungsgeschäft sind Taxifahrer, Kioske und fliegende Händler involviert, die sich üblicherweise mit dem Verkauf von Süßigkeiten und Zigaretten über Wasser halten. Die Tageszeitung El Colombiano meint, dass sich die Kinderprostitution statistisch kaum erfassen lässt, zumal die eigenen Familien der Mädchen das Gewerbe fördern und decken. Ganze Stadtviertel wie die Comuna 10 haben sich darauf spezialisiert. In kürzester Zeit hat die Prostitution Jugendlicher um 100 Prozent zugenommen (vgl. Los viajes del abuso 2008: 7a). In manchen Slums von Medellín sollen 60 bis 70 Prozent aller Frauen der Prostitution nachgehen. Wir selbst beobachten, dass die jüngsten Kinderprostituierten nicht mehr 14, sondern 8 und 9 Jahre alt sind.

Gegen sechs bricht in Medellín die Dämmerung herein, und schnell senkt sich die Nacht über die Stadt. Im Schein der Straßenlaternen blüht jetzt für kurze Zeit das Leben auf dem Rojas Pinilla-Platz noch einmal auf, dichter, geheimnisvoller als am Tag. Jetzt ist es höchste Zeit für das blonde Mädchen aus dem Hotel „Castillo“. Sie verabschiedet sich und geht ihrer Arbeit nach. Während sie die enge Treppe zum Platz hinunter steigt, plärrt aus dem obertonreichen Lautsprecher, den sie auf dem Balkon des Hotels positioniert haben, das bekannte Lied weit über den Platz hin: *„Yo también soy la hija de nadie, solo cuento con un apellido, tengo que agradecerle a mi madre. A mi padre, ni lo he conocido, creo que debe de ser un cobarde...“* („Auch ich bin so eine Tochter von niemandem, habe nur einen Vornamen, den verdanke ich meiner Mutter. Meinen Vater habe ich nie kennen gelernt. Er muss wohl ein Feigling gewesen sein...“)

Kolumbien – Armut und Gewalt

Wie soll man erklären, was in diesem Land geschieht? Je länger man sich dort aufhält und umso mehr es zu berichten gibt, umso weniger

ist zu verstehen. Dennoch sollte man einiges wissen. Von den 550 Millionen Einwohnern des lateinamerikanischen Subkontinents leben heute mehr als 200 Millionen unter der Armutsgrenze. 80 Millionen leiden Hunger. In Kolumbien kommt zum allgemeinen Elend die Gewalt hinzu. Millionen von Menschen sind auf der Flucht, 2,5, 3,5 oder 4 Millionen, je nachdem, wann man mit der Zählung beginnt. Massenhaft werden weitere Flüchtlinge produziert, Woche für Woche. Früher verließen die Campesinos ihr Land wegen der Armut und weil sie keine Perspektiven sahen, heute sind es die Massaker von Guerilla, Paramilitärs, Drogenmafia und Heer, die sie vertreiben. Am 9. April 1948 wurde der aussichtsreiche Präsidentschaftskandidat Jorge Eliécer Gaitán erschossen. Das Attentat löste einen Bürgerkrieg aus, die *Violencia*, in deren Verlauf innerhalb von zehn Jahren 300.000 Menschen getötet wurden. Der Krieg wurde nie richtig beendet, und bis heute sind die Folgen spürbar.

Der Kampf zwischen Konservativen und Liberalen weitete sich zum Verteilungskampf um Grund und Boden aus. Aus bäuerlichen Selbstverteidigungsgruppen ging 1964 die Guerilla der FARC hervor, die sich durch den Drogenhandel und Entführungen finanziert und sich durch unvorstellbare Grausamkeiten alle Sympathien im Land verscherzt hat. Oberschicht und Großgrundbesitzer brachten gegen die Guerilla die AUC, paramilitärische Selbstverteidigungsgruppen, in Stellung. 1958 einigten sich die Liberalen und Konservativen in der *Frente Nacional* darauf, die Macht zwischen sich aufzuteilen. Erst 1991 endete der duale Ballwechsel. Aber die Gewalt ging weiter. In Kolumbien sind, trotz verschiedener Versuche einer Landreform, bis heute über 40 Prozent des Bodens in der Hand von 1,3 Prozent der Bevölkerung. Seit 1980 wird das Ungleichgewicht durch den boomenden Drogenhandel verschärft. 40 Prozent des fruchtbaren Bodens sollen dem Drogenanbau dienen. Guerilla und Paramilitärs vertreiben die Kleinbauern, um den Anbau von Koka und den Handel mit Kokain selbst betreiben und ausweiten zu können. Alle Verhandlungen der kolumbianischen Präsidenten mit den „Befreiungsbewegungen“, die samt und sonders ins Drogengeschäft eingestiegen sind, sind gescheitert. Als 1985 Teile der Guerilla nach einem Waffenstillstand eine legale Partei gründeten, die *Unión Patriótica*, wurden innerhalb weniger Monate 3.000 Mitglieder ermordet. Außer den Millionen Flüchtlin-

gen und Vertriebenen sind 500.000 Kolumbianer nach Ecuador und Venezuela geflohen, unzählige haben sich sonst wohin abgesetzt, in die USA, nach Europa. Bis heute sterben in Kolumbien Jahr für Jahr etwa 20.000 Menschen eines gewaltsamen Todes.

Elton ist einer der jungen Männer auf dem Rojas Pinilla-Platz, die durch den Verkauf von Früchten ihren Lebensunterhalt bestreiten. Zum Thema Gewalt meint er: „Bei uns herrscht ein Krieg, den keiner erklärt hat. Das verstehst du nicht. Du müsstest erst mitten drin sein.“ Elton kommt aus Urabá. „Die Leute verrecken dort“, erzählt er, „sie verhungern, obwohl es verdammt viel Geld gibt, Bananenplantagen, Öl. Alle Drogen gehen von Urabá aus über Panama in die USA.“ Dorthin kamen zuerst die Guerilleros, dann die Paramilitärs. Elton war Mitglied der Autodefensas, der so genannten Selbstverteidigungsgruppen. So konnte er sich über Wasser halten und seine Mutter versorgen. „Du kriegst eine Waffe und legst jemanden um. Dann zerlegst du ihn mit einer Kettensäge. Beim ersten Mal musst du von seinem Blut trinken. Das schmeckt, wenn es noch warm ist, so ähnlich wie Milch und hat einen Beigeschmack wie Eisen“, sagt er. Elton wurde in einem Ausbildungscamp in den Bergen auf seine mörderische Arbeit vorbereitet. „Nach den Kämpfen“, berichtet er, „konnten wir nicht mal die Leichen unserer eigenen Toten bergen, geschweige die unserer Gegner. Wir mussten sie mit Kalk überschütten und vergraben, wegen der Geier.“

Patio13: Inklusionskräfte stärken

Melissa, Pädagogikstudentin der Escuela Normal Superior in Copacabana bei Medellín, ist 19 Jahre alt. Seit vier Jahren nimmt sie am Projekt Patio13 teil. Sie leitet eine der Gruppen von Studentinnen, die wechselweise an vier Nachmittagen der Woche auf dem Rojas Pinilla-Platz mit Straßenkindern arbeiten. In ihrem pädagogischen Tagebuch findet sich unter dem 8. September 2008 folgender Eintrag: „Heute haben wir etwa anderthalb Stunden mit zwei Mädchen des Rojas Pinilla-Platzes gearbeitet, ich selbst mit Yuliana. Wir hatten uns gründlich vorbereitet. Das Unterrichten auf der Straße ist anders, aber es muss mindestens so qualitativ sein wie in der Schule. Yuliana ist

zwölf Jahre alt, sieht aber wie eine Achtjährige aus, so klein und schwächlich. Thema war „Wie wir uns ernähren“. Es ist wichtig, dass die Kinder auf der Straße zwischen wertvollem und ungesundem Essen unterscheiden lernen. Ohne dass wir sie gefragt hätten, fing Yuliana an, von ihrem Leben zu erzählen. Sie berichtete von ihren Geschwistern, ihrer Mutter, von deren Liebhaber, der niemanden ins Haus hineinlässt. Sie sprach auch von ihrer kleinen Schwester, die Krebs hat. Wir erfuhren, wie es kam, dass Yuliana auf der Straße landete. Dann erklärte sie uns, wie man einen Joint mit Marihuana dreht. Das war für uns, die wir ja älter sind als sie, sehr bewegend zu hören, zumal das Leben auf der Straße so gefährlich ist und niemand die Mädchen von dort wegholen kann, es sei denn, sie wollen es selbst. Heute habe ich gelernt, dass es nicht ausreicht, wenn ich mich als zukünftige Lehrerin mit dem Stoff, den pädagogischen Theorien und den Methoden beschäftige. Vielmehr muss ich den Kindern Gelegenheit geben, über ihr Leben und ihre Erfahrungen zu sprechen. Bei solchen Gesprächen kommen wir uns näher. Yuliana hat von der Armut, der Gewalt auf der Straße und von dem schlimmen Schicksal ihrer Familie berichtet. Bei diesen Kindern ist der Tod ganz nahe. Yuliana weiß, dass ihre kleine Schwester bald sterben wird.“

Einhergehend mit dem dramatischen Kontrollverlust nationalstaatlicher Politik im Prozess der Globalisierung haben die traditionellen Inklusionsinstanzen – Wohlfahrt, Kirchen, Recht und auch die Erziehungssysteme – an Macht, Autonomie und Souveränität verloren. Globalisierung als die Durchsetzung des wirtschaftlich Machbaren sollte eigentlich begleitet, gezügelt und kontrolliert werden durch eine Ethik des human Wünschenswerten, so dass Markt und Moral, Wirtschaft und Gesellschaft nicht weiter auseinanderdriften. Der Markt müsste sich dem kulturellen und moralischen Wissen der Gesellschaft öffnen. Aber es fehlt an einer Art Weltinnenpolitik, einem Bewusstsein der Weltverantwortung aller, aus dem Maßnahmen abgeleitet werden könnten, die einem Weltethos verpflichtet sind.

Während wir auf die Verwirklichung dieser hehren Ziele warten, die auf eine neue Politik und Ordnung der Weltwirtschaft hinauslaufen, bescheiden wir uns im Projekt Patio13 damit, einen Prozess der kleinen Schritte einzuleiten. Wir haben uns auf die Bildung von Straßenkindern, dem letzten Glied in der Kette der Globalisierungsverlierer,

spezialisiert. Patio13 ist ein Projekt, das die Chancen dieser Kinder durch Bildungsangebote verbessern will. Sie sollen fähig werden, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Um dies zu erreichen, setzen wir bei der Lehrerbildung an. Denn das pädagogische Know how findet sich naturgemäß in Schulen und Universitäten. Aber Professoren und Lehrern fehlt meist das Bewusstsein, dass die Straße sie angeht. Patio13 baut deshalb Brücken zwischen der Schule und der Straße, zwischen der Lehrerbildung an Universitäten oder Hochschulen und der Straßenkinderarbeit. Studenten der Pädagogik, zukünftige Lehrer, sind die besten Multiplikatoren für eine neue Sicht der Dinge. Wir versuchen, sie für ein Vorhaben zu gewinnen, das sich der Stärkung von Inklusionskräften verschrieben hat, die den an den Rand gedrängten Kindern zugute kommen.

Patio13 ist eine Initiative, die gegen die milieubedingte Exklusion von Schule und Bildung angeht und für Straßenkinder, Schulfüchtlinge, Schulverweigerer eine kompensierende Elementarpädagogik entwickelt. Neben Nahrung und Unterkunft zählt Bildung zu den grundlegenden Bedürfnissen und Rechten des Menschen. Wenn alle Kinder und Jugendliche als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft anerkannt und zu sozialer Partizipation und selbstständiger Lebensführung befähigt werden sollen, müssen sie zumindest die elementaren Kulturtechniken, gesellschaftliches Basiswissen und eine grundlegende Sinn- und Wertorientierung erlernen. Nur so kann ihre Exklusion überwunden werden. Die schul- und bildungsfernen Kinder und Jugendlichen der Straße lernen lesen und schreiben, Mathematik und Naturwissenschaften, aber auch Musik, Malen und Tanz. Vor allem aber müssen ihr Selbstvertrauen gefestigt, ihre Fähigkeiten, das Leben zu bewältigen, verbessert werden. Gleichzeitig macht Patio13 die Öffentlichkeit auf das Phänomen Straßenkinder aufmerksam. Die Gesellschaften sollen sich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass in manchen Ländern ein großer Teil jeder nachwachsenden Generation ein Leben auf der Straße fristen muss – ohne Zukunftschancen.

Bildung, die für Erfolg und Erfüllung des Lebens grundlegend ist, kann die gleichberechtigte Einbeziehung benachteiligter Kinder und Jugendlicher ins Bildungswesen und darüber hinaus in die Gesellschaft tatsächlich fördern. Die Erkenntnis, dass Armut und Bildung eng und auf vielfältige Weise zusammenhängen, ist nicht neu. Bereits

Thomas von Aquin hat erkannt, dass arm sein nicht nur ein Defizit an Geld, sondern auch einen Mangel an sozialer Stärke, an Ansehen und Einfluss, darüber hinaus auch an Sicherheit und Wissen, bedeutet. Armut wird über das Bildungswesen weitergereicht und auf diese Weise generationenübergreifend stabilisiert. Das ist nicht nur in Entwicklungsländern, sondern auch bei uns der Fall. Materielle Benachteiligung führt zu Bildungsarmut, und Bildungsarmut zementiert die materielle Benachteiligung. Diesen Zusammenhang hat Pierre Bourdieu (1930-2002) unterstrichen, als er den Begriff „Kapital“ nicht nur aufs Geld, sondern auch auf die Bildung anwendete. Wissen sei Kapital, der Besitz von Bildung und Kultur so entscheidend wie der finanzieller Mittel. Armut führe zu einem Mangel an kulturellen und sozialen Gütern, und das Defizit an dem einen (an Geld) ziehe das Defizit an den anderen (z. B. Bildung und Kultur) nach sich; umgekehrt ist es genauso (vgl. Bourdieu: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz 1997; ders.: *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*, Konstanz 2002).

Provozierend ist die Kritik, die Bourdieu am bestehenden Schulsystem äußert: Dessen Funktion bestehe nicht nur darin auszubilden, sondern auch zu eliminieren. Schule ist tatsächlich eine der nachhaltigsten Exklusionsinstanzen. Chancengleichheit im traditionellen Schulwesen – das zeigt beispielhaft die Pisastudie – ist eine Illusion. Die Schule, so Bourdieu, bestätige nur die bereits stattgefundene soziale Vererbung des kulturellen Kapitals, indem sie die faktische Ungleichheit in eine scheinbar rechtmäßige verwandelt – durch Mystifikation. Schlechte Noten versetzen die Benachteiligten in den Glauben, dass alles mit rechten Dingen zugehe und das Schicksal, das ihnen die Gesellschaft beschieden hat, unentrinnbar sei.

Auf Abwertung als Folge der Notengebung reagieren die benachteiligten Kinder durch Rückzug. Sie nehmen die Schuld auf sich, und ihr Leben lang werden sie versuchen, ihr Manko zu verbergen. Die Lehrer haben dem kaum etwas entgegenzusetzen. Sie müssten aber lernen, die Ungleichheit in den Startbedingungen der Kinder zu erkennen, sich dieser Tatsache zu stellen und dagegen anzugehen. Alles Pädagogische muss erst daraufhin überprüft werden, ob es die Ungleichheit zementiert, die Inhalte, die Methoden, die Techniken, die

Noten. Lehrer müssen ein Bewusstsein für die soziale Ungleichheit ihrer Schüler und einen feinen, selbstkritischen Blick für die subtilen Ausgrenzungstechniken der Schule und ihres eigenen Unterrichtens entwickeln.

Auf der Straße leben, heißt in einer anderen, fremden Welt zu überleben versuchen. Straßenkinder weisen Defizite auf, sie haben aber auch Stärken und bringen wertvolle Erfahrungen ein. Sie leiden unter Beeinträchtigungen, verfügen aber auch über einen starken Überlebenswillen. Oft zeigen sie eine außergewöhnliche Kreativität. Bevor man ihnen helfen und Lernangebote machen kann, muss man sie verstehen.

Im Projekt Patio13 haben wir Wege der Annäherung an ihre Welt entwickelt. Sie zielen darauf ab, eine fremde Lebensweise zu verstehen. Als wir im Jahr 2002 mit dem Projekt begannen, gaben wir zunächst einer Schar von Straßenkindern und –jugendlichen im Zentrum Medellíns Einwegkameras und baten sie, Fotos von ihrer Lebenswelt aufzunehmen, um damit über sich selbst zu berichten. Die Jungen und Mädchen waren sofort bereit, sich an dem Vorhaben zu beteiligen. Wir drückten ihnen Einwegkameras in die Hand und stellten ihnen in Aussicht, dass sie später ihre Bilder öffentlich ausstellen könnten. Dieses Angebot sprach sich schnell herum, jeder wollte einen, am liebsten gleich zwei Apparate haben. Unsere Befürchtung, dass sie diese an der nächsten Ecke verhökern würden, bestätigte sich nicht. Zu verlockend war die Aussicht, bald eigene Fotos in Händen zu haben. Spätestens am übernächsten Tag brachten die meisten von ihnen die Kameras zurück – vollgeknipst (vgl. Weber & Jaramilla o.J.: 16 ff).

Abbildungen 7 und 8: Grundbildung für
Straßenkinder – die beste Investition für
die Zukunft

Eine andere Methode ist von gleichem Zuschnitt: In der Annäherung an den Anderen wollen wir erkennen, wer er ist, wie er fühlt und denkt. Bei der Begegnung mit Kindern und Jugendlichen der Straße stellten wir schnell fest, dass ihre Haut voller Narben ist und ihre Körper viele Wunden aufweisen, verheilte und offene, die von Schlägen und Messerstichen, Pistolenkugeln und Verkehrsunfällen herrühren. Darüber erzählen Straßenkinder offen und ausführlich. Sie lieben es, ihren Körper zur Schau zu stellen, ihre Narben zu zeigen und zu berichten, wie es zu dieser und jener Verletzung von Schultern, Armen und Beinen gekommen ist. „Sieh hier und da, was mir passiert ist!“ Wenn sie zu erzählen beginnen, schlüpfen sie aus der Jacke und dem Hemd heraus und machen Hals oder Schulter frei, um dem Nachdruck zu verleihen, was sie einem vor Augen stellen. Die Unterhaltung mit ihnen ist nun nicht mehr mühsam; sie äußern sich spontan und führen das Gespräch selbst von Ereignis zu Ereignis weiter. Andere hören zu, anfangs meist etwas zurückhaltend, und dann fallen sie mit der Schilderung eigener Erlebnisse, Beobachtungen und Abenteuer ins Gespräch ein.

In diesen Augenblicken ist zu spüren, dass die jungen Straßenbewohner dringend jemanden brauchen, der ihnen zuhört. Sie zweifeln nicht daran, dass ihre Geschichten wert sind, erzählt und angehört zu werden. Sie sprechen mit Erregung und Stolz und offenbaren dabei ihren Körper, wie man ein Fotoalbum öffnet. In ihren Geschichten sind sie nicht nur die Malträtierten, sondern auch die Helden. Sie erzählen über ihre Erlebnisse, ihre Herkunft, das Leben im Wohnviertel, aus dem sie kommen, über alltägliche Streitigkeiten, Beziehungen und Probleme, über die Liebe und ihre moralischen Grundüberzeugungen, über Wut und Hass und den Wunsch, sich wegen mancher Ungerech-

tigkeit an diesem oder jenem fürchterlich zu rächen (vgl. Weber & Jaramilla o.J.: 16 ff).

Einen weiteren Zugang zur Lebens- und Vorstellungswelt jugendlicher Straßenbewohner öffneten wir in dem Forschungsprojekt „Religion der Straße“. Wir hatten festgestellt, dass wir immer noch viel zu wenig von ihren Gefühlen und Phantasien wissen. Weshalb handeln sie so, wie sie handeln? Woran richten sie ihre Entscheidungen aus, am schlichten Überlebenswillen oder auch an längerfristigen Perspektiven? Von ihren Einstellungen und Überzeugungen, ihren Hoffnungen, ihrer Religion und Religiosität war uns kaum etwas bekannt. So machten wir uns auf die Suche nach Hinweisen auf ihre Grundorientierung, ihre Alltagsphilosophie, ihre Moral und Überlebensstrategien. Wir wollten herausfinden, wie sie, durch und durch katholisch, ihre Welt deuten, vernünftig oder unvernünftig, wirklichkeitskonform oder irrig, friedlich oder aggressiv, normativ oder grenzenlos, human oder unmoralisch. Wir wollten ihre Absichten, Gefühle und Hoffnungen besser verstehen. So fanden wir, ansatzweise, heraus, dass sie mit Hilfe einer eigenen Religion, einem Gemisch aus christlichen Überzeugungen und magischen Reminiszenzen, genau so wie andere Menschen auch, ihrer diffusen Existenz den Charakter einer einigermaßen kohärenten Lebensgeschichte zu verleihen versuchen. Über christliche Inhalte rudimentär informiert und zu frommer und magischer Praxis angeleitet, theologisch nur äußerst bruchstückhaft ins Bild gesetzt, von Lebens- und Zukunftsangst auch über den Tod hinaus gebeutelt, basteln sie sich von Situation zu Situation und nach eigenem Gusto eine Art Straßenreligion zusammen. Sie sind altruistisch oder egoistisch, hellichtig oder dumm, gefesselt oder frei, je nachdem, wie das Leben gerade spielt. Damit beweisen sie, wie grenzenlos anpassungsfähig und situativ förderlich Religion sein kann (vgl. Weber & Jaramilla 2006: 50 ff).

Annäherung an die Lebenswirklichkeit der Straße ist eine Sache, Erkenntnisse daraus zu ziehen, sie weiter zu geben und für Maßnahmen zu sorgen, die die Zukunftsperspektiven von Straßenbewohnern verbessern, eine andere. Im Jahr 2006 ging aus der Bildungsinitiative Patio13 der Masterstudiengang „Pädagogik für Kinder und Jugendliche der Straße“ hervor. In diesem Studium sollen junge Menschen zu

Experten ausgebildet werden, die nachhaltige Bildungsangebote für Straßenbewohner entwickeln können.

Der viersemestrige Studiengang wird von den Pädagogischen Hochschulen und Universitäten in Heidelberg und Freiburg getragen und kooperiert mit Universitäten in Kolumbien. Durchgehend projektorientiert, steht im Mittelpunkt des Studiums ein eigenes anwendungsorientiertes Forschungsvorhaben, das die Studenten in jedem beliebigen Land, in dem es Straßenbewohner gibt, also auch in Deutschland, durchführen können (siehe www.strassenkinder.de oder www.patio13.de). Bisher wurden Themen wie die Folgenden untersucht: Entwicklung und Erprobung ethnographischer Forschungsmethoden im Feld der Straße; Alphabetisierung mit Hilfe einer durch Straßenkinder hergestellten Zeitung; Entwicklung pädagogischer und didaktischer Strategien beim Lernen mit instabilen und inhomogenen Gruppen; elementare Naturwissenschaften auf der Straße; Steigerung der Kreativität durch Tanz und Theater; Religion, Überlebensstrategien und Moral der Straße; Straßenmädchen, minderjährige Mütter und ihre Kinder; Gesundheit, Körper, Lebenskunst; Straßenbewohner produzieren eigene Medien usw.

So wichtig wie die Annäherung ans Feld der Straße, die Entwicklung einer Didaktik und Methodik der Bildungsarbeit für Straßenbewohner und die Einrichtung eines Studiengangs für Bildungsexperten der Straße ist eine Öffentlichkeitsarbeit, die darauf abzielt, das gesellschaftliche Bewusstsein für einen himmelschreienden Missstand zu wecken, die Tatsache nämlich, dass in vielen Ländern der Erde einem beträchtlichen Teil jeder neuen Generation jede Aussicht verwehrt bleibt, sein Leben menschenwürdig zu gestalten und an der Gesellschaft verantwortlich zu partizipieren. Dies zu erkennen und dagegen anzukämpfen, ist das Ziel der Bewusstseinsbildung, um die es im Projekt Patio13 geht: Alle Kinder der Welt, auch die obdachlosen und die Straßenkinder, haben ein Recht auf Entwicklung und Entfaltung ihrer Persönlichkeit, auf gewaltfreie Erziehung, Bildung und auf Schutz vor Vernachlässigung, Ausbeutung und Gewalt. Dieses Recht wird niemand bestreiten. Nun geht es darum, es nicht nur zu proklamieren, sondern Schritt um Schritt einzulösen.

- 1 Hartz-IV-Empfänger bekommen für ihre Kinder 208 Euro im Monat, 6,80 Euro pro Tag, davon 2,57 Euro für Ernährung und Getränke, während ein Mittagessen in Schulen und Kitas oft schon 2,50 bis 3,50 Euro kostet.

Literatur

- Alcaldía revela censo realizado en el 2007: Hay 8.385 indigentes en Bogotá* (2008): In: El Tiempo, 28. August.
- Assheuer, T.* (2008): Der große Ausverkauf. In: Die Zeit, 27. März.
- Bauman, Z.* (2005): Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg.
- Bourdieu, Pierre (1997): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft.* Konstanz.**
- Bourdieu, Pierre (2002): *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens,* Konstanz.**
- Collier, P.* (2008): Die unterste Milliarde. München, in: *Die Zeit*. 13.12.2007: 14.
- La explotación sexual, camino de la prostitución* (2008), in: El Colombiano, 17. August.
- Los desterados* (2008), in: Semana, 15. September.
- Los viajes del abuso* (2008): In: El Colombiano, 17. August.
- Weber, H.; Jaramilla, S. S. S. (2006): Das blutende Herz. Religion der Straße. Frankfurt/M.
- Weber, H.; Jaramilla, S. S. S. (o.J.): Narben auf meiner Haut. Straßenkinder fotografieren sich selbst. Frankfurt/M.